

Erzgebirgische Heimatblätter



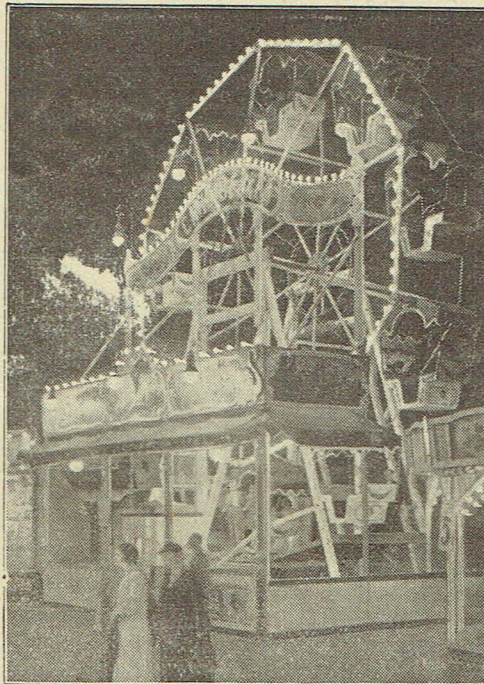
Nr. 40 — Sonntag, den 3. Oktober 1937

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptchriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

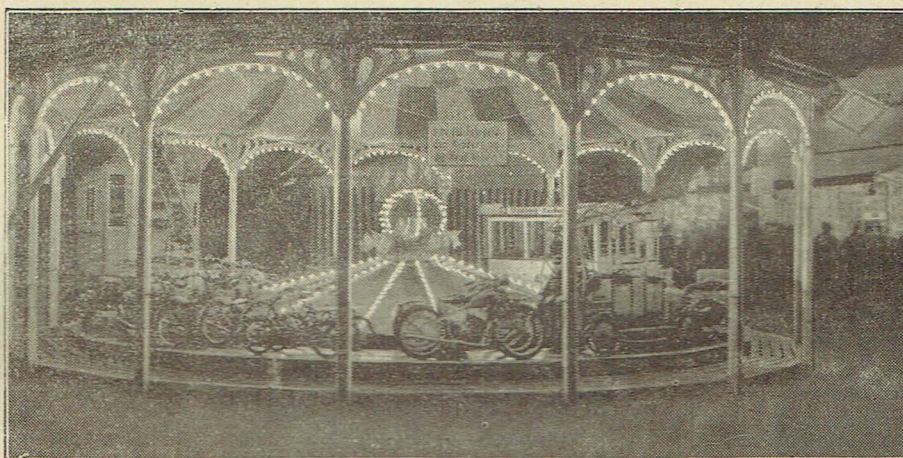
Erzgebirgische Jahrmärkte und Kirchweihfeste

Dunkle Nächte — helle Feste.

Je länger die Nächte mit ihrer Dunkelheit über das Gebirge zogen, um so größer war von jeher die Sehnsucht nach Licht. Es ist deshalb durchaus begreiflich, daß man im Herbst bis zu der Zeit der ersten Schneeflocken im Gebirge Jahrmärkte und Kirchweihfeste feierte. Freilich, wenn wir unsere Bilder heute betrachten, sehen wir eine Fülle von Licht, vor der unsere Vorfahren staunen werden. An diesen Bildern können wir zugleich auch den gewaltigen Fortschritt unserer Zeit ermessen. Wie bescheiden waren doch ehemals die Schau-, Kauf- und Würfelbuden, die Kuchen-, Würstel- und Bierzelte, die Karussells, Kraftmesser und Schießbuden, die man auf unseren erzgebirgischen Märkten zu sehen bekam. Erst als die ersten Elektrifizierungsmaschinen auf den Jahrmärkten vorgeführt wurden, begann man etwas zu ahnen von der geheimnisvollen Kraft des elektrischen Funkens, der heute das Bild beherrscht und ihm den Lichterglanz gibt, von dem unsere Bilder heute Zeugnis ablegen. Heute ist es in der Tat so, je dunkler die Nächte, desto heller die Feste, die jetzt allenthalben wieder in unserem Erzgebirge abgehalten werden. Betrachten wir der Reihe nach unsere Bilder. Da sehen wir zunächst das Riesenrad. Welch eine Freude bereitet solch eine frohe Fahrt im Lichterglanz hinauf in die Nacht. Diese lustige Fahrt ist beinahe ein Ersatz für das Fliegen. In der Tat ist es auch damit zu vergleichen. Wir haben bei der Auffahrt genau wie beim Fliegen das absolut sichere Gefühl einer Loslösung von der Erde, erst wenn das Rad sich abwärts bewegt und dieses in ziemlicher Schnelligkeit vor sich geht, fängt jenes Gefühl des Fallens an, welches sich durch allerlei Gefühle im Leib bemerkbar macht und von



Diese lustige Fahrt ist beinahe ein Ersatz für das Fliegen. Auch hier ist Licht ein bewährtes Anziehungsmittel, das am Eingang zur Schaukel lockt und das riesige Rad umsäumt. Aufn. v. „Stralauer Fischzug“. (Aufn. Duisky.)



Traum aller Kinder, selbst einmal am Steuer sitzen und nach Herzenslust hupen und fliegen zu dürfen. Dieses Karussell bietet die Möglichkeit, den Herzenswunsch der Kleinen zu erfüllen, ein Wunsch, der bei den jungen Zuschauern unwiderstehlich wird, sobald sich die große Drehscheibe in Bewegung setzt, von deren Mitte bunte Strahlen aus Glühlampen mitkreisen. Ja, Licht gehört zur Fröhlichkeit, und wenn sich die aus Glühlampen gebildete Kugel in der Mitte dreht, wenn die farbigen Strahlen schwingen, wenn das lustige Gelächter der kühnen Schnellfahrer ertönt, dann reißt in den Umstehenden der Entschluß: Die nächste Fahrt machen wir mit! — „Stralauer Fischzug“. (Aufn. Duisky.)

schwächlichen Personen nicht recht vertragen wird. Aber dieses Gefühl verursacht zugleich auch die rechte fröhliche Stimmung und regt zum Lachen und zum Lustigsein an. Tempo, Tempo — das ist nun einmal der Ruf unserer Zeit, und wem nun die Fahrt auf dem Riesenrad noch nicht den Vollgenuß der Jahrmarktsfreude brachte, der versucht auf der Auto- und Motorradbahn. Es ist der Traum aller großen und kleinen Kinder, selbst einmal am Steuer zu sitzen. Natürlich machen wir. In tollem Jubel gehts dann über den Festplatz des Dorfes oder der Stadt. Da locken Schleuderbahn, Berg- und Talfahrten, wie unsere Bilder sie zeigen. Ueberall wollen wir einmal dabei sein und den Genuß solch einer frohen Jahrmarkts- oder Kirmesfahrt mit erlebt haben. Stellt sich allmählich Hunger ein auf unserer Jahrmarktsreise, so bieten ja die alten Würstelbuden und Eingekehrstätten reichlich Gelegenheit, sich zu stärken. Erst ganz spät abends denken wir auch einmal an die Heimkehr und sind beglückt von dem lichtfrohen Fest, welches sich uns geboten hat. Wenn wir am nächsten Tag Muttern erzählen, was alles wir erlebt haben, dann staunt sie mit uns über die Wun-

der der modernen Zeit, die den Jahrmärkten und Kirchweihfesten im Erzgebirge ihren Stempel aufdrücken. „Bewohnt werdet ihr Kinder von heute“, so sagt sie dann wohl und beginnt zu erzählen aus ihrer Zeit. Ja, wie so ganz anders war es doch zu ihrer Zeit. Das Kirchweihfest war ehemals nur ein Kuchenfest. Beim Kirmesvater sprachen die Bekannten vor. Sie wollten dort essen und trinken und lustig sein nach ihrer Art. Gute Freunde erschienen verummmt als Kuchenjäger. Sie machten es den Dorfarmen nach, welche in den

Höfen vor die Türen zogen, geistliche und weltliche Lieder singend, um eine Gabe an Kuchen usw. zu gewinnen. Das Hahnen-schlagen und das Jungfernstechen gehörte auch zu den alten Gebräuchen in unserem Erzgebirge. Bei beiden Belustigungen galt es, mit verbundenen Augen das Ziel zu treffen. Stieß z. B. beim Jungfernstechen der Betreffende mit seinem Stock nicht in die Mitte der aus einem Brett gemachten und mit ausgebreiteten Armen dastehenden, um ein paar Zapfen drehenden Figur, so erhielt er in der Regel einen tüchtigen Denkartel zum großen Gelächter der Umstehenden. Das war auch eine Lust — so meinte die Mutter, aber die Jugend von heute kann sich das wohl kaum vorstellen. Es war eben eine andere Zeit, so meint schließlich die Mutter und gönnt ihren Buben und Mädels die Jahrmarkts- und Kirmesfreude, die eben heute eine ganz andere und — wie die Jugend meint — schönere geworden ist. Licht scheint durch dunkle Nacht, Licht der Freude und des Frohsinns zu den Jahrmarkten und Kirchweihfesten des Erzgebirges.

Jahrmarkt und Messe

Die Stadt der Buden u. Zelte.
Volksfest und Wirtschaftsfaktor.

Mit welcher Wonne denken wir beim Anblick der russischen Schaukel, der Berg- und Talbahn, der Karussells zurück an die Zeit, wo wir als Jungen und Mädchen — von Onkels und Tanten zusammengeknorrte Pfennige in der Tasche oder in den vor Erregung heißen Händen — durch die Wunderstraßen des Jahrmarkts zogen. Alle Jahre wieder wurden die Wagen sehnsüchtig erwartet, die ihre tausend Wunder für wenige Tage preisgaben; und nicht nur das junge Volk fieberte dem Augenblick entgegen, wo es sich das erste Mal wieder von all dem bunten Zauber einfangen lassen konnte. Auch die Alten freuten sich auf das Volksfest, den Jahrmarkt, die Messe, das Schützenfest, auf die große Abwechslung, und mit Kind und Regel ging es dann oft viele Kilometer weit in die Stadt, vor oder in deren Toren das bunte Treiben sich abspielte.

Auf der Vogelwiese . . .

Und so wie es war, so ist es heute noch! Es übt noch immer auf uns alle einen ganz großen Zauber aus, dieses Leben in und zwischen den Buden und Zelten und Verkaufsständen. Aber nicht nur das Vergnügen lockt, sondern auch sehr reale Hintergründe lassen Tausende von Hausfrauen sehnsüchtig auf den Tag warten, da der Markt beginnt. Springen wir hinein in den Trubel und erleben beides mit: Das Leben und Treiben um den Jahrmarktsstand und um den Schaukel-ler, die Moritatbude, den Zirkus, das Karussell, die Rutschbahn.

Was haben wir Menschen in den großen Städten, die wir gewöhnt sind, hinter Schaufenstern zu kaufen, schon für einen Begriff vom Geschäftsleben auf solchen Märkten, deren jährlich über 4000 in Deutschland stattfinden. Geht einmal auf den tausendjährigen Hamburger Dom, auf die Dresdener Vogelwiese,

das Cannstatter Volksfest, den Bremer Freimarkt, das Münchener Oktoberfest, den Stralauer Fischzug, den Berliner Weihnachtsmarkt, auf die Leipziger Kleinmesse; und zwar mit offenen Augen!

Vom Spickaal bis zum Klammerbeutel

Wir stehen auf dem von der Stadt Leipzig äußerst verständnisvoll hergerichteten Gelände der Leipziger Kleinmesse, inmitten von bald tausend Verkaufs- und Schauständen. Zunächst wenden wir uns den Händlern zu und sind überrascht, was alles feilgeboten wird. Da ist ein Stand mit 25 Meter langer Front. Hier gibt es über 1000 verschiedene Haushaltsartikel, angefangen

vom Hosenknopf, über Stecknadel und Kaffeefieb zur Nagelfeile und allen eben nur denkbaren Gegenständen unseres täglichen Bedarfs. — Der Stand nebenan zeigt eine so große Auswahl an Waschküpfen, Bottichen, Holztrögen, Wasch- und Plättbrettern, Wäscheklammern und -seilen, wie sie uns kein Spezialgeschäft reichhaltiger bieten kann. — Dann wieder ein unübersehbares Lager von Porzellan für jeden nur denkbaren Geschmack und — was unbedingt gesagt werden muß — nicht ein Gegenstand ist dabei, der als Ritzsch abgelehnt werden müßte. Der Verkäufer ist gleichzeitig Fabrikant. Alles, was er verkauft, wird auch im eigenen Unternehmen dekoriert und gebrannt. Einen ungefähren Eindruck von der Größe seines Geschäftes erhält man, wenn man erfährt, daß er mit genau 100 Kisten Ware reist. — Nun fängt sich der Blick in einem ganz eigenartigen Stand. Ueber- und nebeneinander hängen Rollen mit Spizen. Von der billigsten, deren Meter 4 Pfennig kostet, bis zur feinsten Brüsseler. Es gibt in ganz Deutschland kein Spezialgeschäft, das eine derartige Auswahl an



„Kirmes-Tanz“ v. R. Schneider. (Sch. u. Sch./M.)

Spizen hat wie Friedrich Oppermann aus Wuppertal-Barmen. Er steht hier mit über 500 Sorten und mit einem Verkaufspersonal, das zum Teil seit 35 Jahren dem Hause Oppermann treue Dienste leistet. Oppermann mag an die 50 000 Kunden in deutschen Landen haben und ihn und seine tüchtige Tochter — eine der Hauptsäulen des Geschäfts — kennen Sie doch alle persönlich. — Nun wieder ein Geschäft, das nur Tücher verkauft. Wisch-, Scheuer-, Handtücher usw. Jährlich auf etwa 50 fächlichen Märkten kann man diese Bude sehen. — Ein anderes Spezialgeschäft handelt mit Taschentüchern. 8 Meter Front hat der Stand und wir zählen um 15 Uhr 41 Frauen, die drängelnd und tausend darumstehen. — Weiter gehen wir mit der kauf- lustigen Menge. Hier gibt es Male. Die Firma ist anno 1790 auf Wollin gegründet worden und seitdem verkauft sie ihre Delikatessen auf den Messen und Märkten. — Ueber 120 verschiedene Branchen zählen wir hier und was das Wesentliche ist: Alle machen sie gute Geschäfte, denn sie verkaufen gute Ware.

Da wackelt die Wand

Der Klang von 100 Drehorgeln und elektrischen Musikinstru- menten verstärkt sich mehr und mehr und schon hat uns die

setzte er die Hacke ein, sprengte den Deckel auf, und vor seinen Blicken öffnete sich ein Kessel mit großen Goldmünzen gefüllt. — Christoph nahm in höchster Eile von den Münzen so viel an sich, als er zu tragen vermochte, dann stürmte er hinab in sein Haus, rief schnell sein Weib und die Kinder zusammen, verpackte sie mit Körben und Gefäßen und rannte mit ihnen wieder nach der Stelzenhöhe. Unter Mithilfe seiner Angehörigen förderte Christoph den Kessel mit dem Schätze zu Tage und nach kurzer Zeit war der Reichtum in seinem Hause in sicheres Versteck gebracht.

Als Christoph an demselben Tage mit schmunzelnder Miene in die Schänke eintrat, wurde er mit ähnlichen Spötteleien empfangen, wie man sie früher sich gegen ihn erlaubt hatte; das Höhnern wurde sogar ärger, als man auf seine Reife zu reden kam und über ihren Erfolg nur wenig erfuhr. „Traum-Christoph“, hieß es, „wo warst Du denn so lange? Wir dachten schon, Du könntest Dein Glück allein nicht nach Hause tragen, oder wärest in der Freude darüber umgekommen!“

„Immerhin“, entgegnete Christoph, „spottet nur! — Laßt mich in Frieden; ich lache für mich, doch nicht über Euch!“

Etwas verlegt verließ der Traum-Christoph seine Dorfnachbarn und beschloß im Stillen, nur allmählich mit seinem Reichtum hervorzutreten. Er kaufte anfangs einige Feldgrundstücke — und das machte die andern Bauern stutzig; er erwarb sich später das größte Gut im Dorfe — und das war den Bauern außer dem Späße; er fuhr zuletzt mit Weib und Kindern gleich einem Edelmann umher, gab an Arme und Verlassene reiche Gaben, ließ Geld und brachte große Opfer für gemeinnützige Zwecke, — und das bekehrte die Bauern. Von nun an nannten sie seinen Namen stets mit der größten Achtung und Liebe, ohne seiner jemals wieder zu spotten. Woher der Christoph das Geld erhielt, erfuhr nicht Einer von seinen Nachbarn; nur seinem Pfarrer soll er es am Hochzeitstage seines Sohnes in fröhlicher Wein Stimmung mitgeteilt haben.

Einige Jahre nach Auffindung des Schatzes reiste Christoph mit seiner Familie nach Regensburg und verlebte dort in der lebhafte Reichtumsstadt, besonders aber in dem Hause seines Namensbruders, des hinkenden Wirtes, recht frohe, glückliche Tage. Bei dieser Gelegenheit erfuhr der Wirt auch, daß Chri-

stoph einst auf der Regensburger Brücke nicht umsonst nach seinem Glücke gespähet hatte. Der bayrische Namensbruder beneidete ihn deshalb nicht im mindesten, denn er meinte, er habe selbst viel mehr im Besitze, als er im Leben brauchen könne.

Als der vogtländische Stelzen-Christoph alle seine Kinder versorgt hatte und die Hochzeit seiner jüngsten Tochter ausrichtete, war auch ein Herr aus Regensburg, der etwas hinkte, mit bei dem Feste. — Dieser soll der beste Freund vom Traum- oder Stelzen-Christoph gewesen, auch, wie einige wissen wollen, mit ihm an einem und demselben Tage im hohen, glücklichen Alter gestorben sein.

*

Vor längerer Zeit ist der alte Stelzenbaum eingegangen. Man hat bald darauf an seine Stelle eine Kiefer, nach andern einen Ahornbaum, gepflanzt. Der Baum wuchs bald zu einer bedeutenden Größe heran, so daß er in einem Umkreise von fünf Meilen gesehen werden konnte. — Die Sage vom alten Stelzenbaume, der dem dürren Stabe des hingemordeten greisen Hirten entsproß, wollen einige auf einem Baum bei Rloschitz bezogen wissen.

Das Dorf Stelzen liegt nicht weit vom sächsischen Bahnhofe Reuth nahe an den Straßen von Zeulenzoda nach Hof und von Plauen nach Lobenstein auf der Grenze des Saale- und Elstergebietes.

Die Sage vom Stelzenbaume ist eine rein vogtländische, wird aber sehr verschieden erzählt. Die obige ist die gangbarste im Volke. Nach andern Mitteilungen findet nicht ein Traum- oder Stelzen-Christoph, sondern ein alter Schäfer „Johannes“ den Schatz unter dem Stelzenbaume, auch weist dann der Glückstraum den Träumer nicht auf die Regensburger, sondern auf die Mainzer Brücke, wo nicht ein Wirt gleichen Namens, sondern ein alter härtiger Soldat ohne Namen figurirt, der ganz dasselbe geträumt hat und in gleicher Weise, wie der Wirt, den Weg zum Reichtume angibt. Den alten, von Hunger und Noth gepeinigten Schäfer Johannes läßt die Sage erst nach mancherlei Irrfahrten und in vollständigster Unkenntnis des Landes und der Wege bis nach Mainz wandern. — Am übrigen stimmen die Sagen ziemlich überein.

Noch 'n Feierschind

De giftign Stockschwamme

De schiene Schwammezeit is bal wieder vorbei. 's war alles, Gruß un Klä, Alt un Gung naus in Wald gange un schleppeln Säck un Körb voll Schwamme rei. In de Fichte wurd rimgekrochen un gar mancher schiene Stäpilz, dar sich do drunner versteckt hat, wurd virgehult. De giftign Pilz aber kriegetn en Schlenkrich mit'n Fuß, doß se weit fortrollern. Mir möcht überhaupt wissen, warum die vielen giftign Schwamme su wachsen. War do net e ordnlicher Pilzkenner is, dar kennt sich mannichmol wäß Gott net in dan vielerlä Schwammezeit aus. Nu will ich eich emol e Ding dröhl'n, was ne „Lustign Alwin“ aus Glubnsta (Glohenstein) auf dr Bräutenbrunner Köpp draußen passiert is. Dr Alwin, e Schwammegokel schie von Klä auf, dar wußt jeds Schwammefladel in dr ganzen Uemgegend. Am meisten war 'r aber auf de Stockschwamme vrsassen. Wu do ä alter fauler Buchenstock im Wald rimstand, do wußt dr Alwin ganz genau, ob richtige oder falsche Schwamme dra wachsen. Auf dr Bräutenbrunner Köpp draußen hat dr Alwin schie vir paar Gahrn en großen Stock ausfindig gemacht, wu ar jedesmol e tüchtiges Bündel wagnachen konnt. Vorigs Gahr machet sich dr Alwin emol Sunntig früh heizetn auf de Socken un kriechet beim Weigel-Moritz de Fichte naus. Sei Ziel war dar gruze Buchenstock auf dr Köpp draußen. Wie 'r bal an dan Stock dra war, hätt'n bal auf sei Hinnertäl hiegelezt. Do hat namlich ene alte

Fraa an dan Stock rimgehantiert. Se hat ihre Schürz hiegebrat' un schie en großen Haufen Stockschwamme draufgelegt. Dr Alwin hot en Köpp nagekriegt wie e Gacketerhah' in dr Wut. 'r wollt erst umkehrn, aber 'r hot sich annerisch besonne. Du mußt wenigstens sahe, was dos für altes Fegefeuer is, dacht'r bei sich un machet drauf zu. Die Fraa war in ihrer Arbet su vertieft, doß se dan Maa erst gewahr krieget, wie 'r schie nabn ihr stand. „Ihe bie ich aber drschrokn“, saht se zum Alwin; „Maa, sah nár emol har, die vielen Stockschwamme, sei dos a richtige?“ Dr Alwin nahm e Schwammel aus dr Schürz, hielt's an seiner ruten Nos' na, noch erst mit'n rachten, nochert mit'n linken Rosenloch na, drehets rüm un nüm, noch wieder un schüttlet mit'n Köpp. Nochert zug 'r sei Brill aus dr Gack raus, pußet se erst mit'n Schnupptüchel ordnlich o. Nochert ging de Unnersuchung weiter. Erst wur dos Schwammel ubn, dann unten dra gemustert. Drauf brachet dr Alwin dos Schwammel ausenanner un lacket mol na. Endlich schmeißet 'r die Bräcke hie un sah ganz sachmännisch: „Fraa, dos sei giftige. Ich bie gewiß e Pilzkenner, aber bei dare Sorte do hätt ich mich bald selbst vrsannt. Dos muß ene ganz saltene Kasse sei.“ „Nu is nár gut, doß Se gerode drzukomme sei, sonst hätt ich die Dinger ehemgeschleppt“, saht die alte Fraa. Se bedanket sich noch emol beim Alwin für dare Auskunft, zug ihre Schürz unner dan Haufen vir un machet schnell auf Bräutenbrunn nei. Wie se dr Alwin nimmer sahe konnt, schlug 'r ene Lach auf, doß ordnlich de Fichte gewackelt hobn. „Wart“, saht'r, „du altes Gewitter, ich war dir halsen, meine Stockschwamme ze mopsen, du warst mir nimmer an dan Stock ragiehe.“ 'r machet sein'n Sack voll un was net neiging band 'r ins Schnupptüchel. Suviel gute Laune hot dr Alwin noch net wieder von Schwammegieh hámgebrach, wie dozemol. Johann Günther, U.-Rittersgrün.

Die Nixe vom Kranichsee

Ich saß in der Dämm'ung am Kranichsee
und starrte verträumt vor mich hin,
da kam eine Sage, die ich einmal gehört,
mir wieder in den Sinn.

Die Sonne ging unter, der Mond ging auf,
tat fahl das Moor bescheinen;
da trieb's mich, die Sage vom Kranichsee
in folgende Verse zu reimen.

Serbert Rindel

Der Sturmwind heult,
das Moormasser fluckst,
die Wolken hängen in Fäden,
der Mond schaut schaurig-schön
hervor,
die wilde Jagd tut hegen
zur Geisterstund' über'n
Kranichsee
mit Pfeifen, mit Peitschen und
Johlen;
die Nix steht im Moor, schau
in die Rund',
sich ein neues Opfer zu
holen. — — —

Am See, umgeben von dichter
Wald,
liegt friedlich still ein Häusel,
drin wohnt der Holzmacher
Jaspar Schmidt
mit seinem Bursch und 'nem
Weisel.

Das Mädel so hübsch, „Christin“ ward's genannt,
ist des Burschen heimliche Liebe.
Er liebt sie so innig und wagt es doch nicht,
zu zeigen ihr diese Triebe.

Da klingt aus der Ferne eine Schalmel,
es kommt übers Moor gegangen,
ein junger böhmischer Musikant,
so scheu noch und so befangen.

Der Böhmische pocht in finst'rer Nacht
an des alten Holzmachers Hütte
und bittet um Unterkunft für die Nacht,
der Alte gewährt ihm die Bitte.

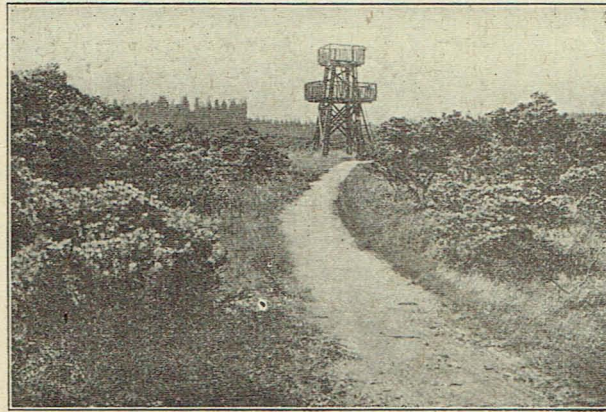
Der Böhmische blieb und der Bursch sah mit Schreck,
wie Christin tat mit liebenden Blicken
den fremden böhmischen Musikant
von Tag zu Tag mehr beglücken.

Sie trafen sich oft zur Vollmond-Nacht
bei den alten Kiefern am See.
Dem Bursch ward so schwer, so furchtbar zu Mut,
es tat ihm das Herz so weh.

Die Eifersucht plagt ihn, sie läßt ihn nicht los,
er sinnt jetzt nur noch auf Rache.
Er hat nur den Wunsch, der ihn nicht mehr verläßt,
ein Ende zu machen der Sache

Und plötzlich, da fällt es ihm wieder ein;
die Nix läßt den Menschen sich sehen,
die an einem Sonntag geboren sind;
drum kann auch er zu ihr gehen.

Er gehet in einer finsternen Nacht
hinaus in das dunkle Moor;
er ruft die Nix und sieht voller Freud',
wie sie tritt aus dem Nebel hervor.



Kleiner Kranichsee mit ehemaligem Aussichtsgestüst.
(1933 wegen Baufälligkeit abgebrochen; Wiedererrichtung
vom. Erzgebirgsverein angestrebt.)

Er klagt ihr sein Leid, sie ver-
spricht ihm Hilf',
doch eins verlangt sie zum Lohn:
„Gib dein rein' Gewissen“,
spricht sie zu ihm,
„dann helf' ich Dir morgen
schon“.

Und in der übernächsten Nacht,
da schleicht sich der Bursch
zum Moor;
er trifft dort die Nix, ver-
schreibt sich ihr,
da klingt Christin's Stimm'
an sein Ohr.

Sie kommt mit dem Böhmischen
übers Moor,
sie hält ihn fest umschlungen;
der Böhmische bläst auf der
Schalmel,
dem Bursch ist das Herz schier
zerstprungen.

„Nimm mein rein Gewissen und hilf mir, Nix!“
so schreit er in grimmiger Wut,
„ich kann es und will es nicht länger seh'n,
wie die beiden sich sind so gut.“

Da sieht schon der Bursch die falsche Nix
den beiden Verliebten zuwinken,
da plötzlich ein Aufschrei: „Christin, Christin!“ — —
der Böhmische tut versinken.

Und schon eilt die Nix, nimmt Christin bei der Hand,
zerzt auch sie in des Moores Rachen;
dann eilt sie davon, verschwindet im Dunst
mit einem heiseren Lachen

Dort, wo die beiden das Moor verstant,
da'springen, vom Mond fahl bescheinen,
zwei Irrlichter ängstlich hin und her; — —
die machte die Nix aus ihrer'

Und heut' noch, wenn jährt sich die graufige Nacht
zur mitternächtlichen Stunde,
da sollen zwei Irrlichter steigen herauf
aus des See's schlammigem Grunde.

Sie hüpfen ängstlich übers Moor,
„Christin“ soll es rufen dabei;
und dann soll es klingen so sonderbar,
als bläse fern eine Schalmel. — — —